

GABRIELA
JASKULLA

Die Herbst- köchin

ROMAN
INSEL



GABRIELA JASKULLA

Die Herbstköchin

Roman

INSEL VERLAG

**FÜR KOLDO RODERO, OLAF UND DIE
SCHÖNEN SCHWESTERN**

Erste Auflage 2018
insel taschenbuch 4663
Originalausgabe

© Insel Verlag Berlin 2018

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagfotos: The Picture Pantry/Getty Images; shutterstock

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36363-7

PROLOG: DER TURM

Hinauf in den Turm, hinauf! Gianna läuft fast, fliegt. Nur ein paar Schritte, dann hat sie Joachim eingeholt. Joachim, der Gute, der Behäbige, der Schmied, der den Steinmetzen das Werkzeug anfertigt. Er verbringt die meiste Zeit allein in seiner Werkstatt, allein mit dem Feuer, allein mit dem Eimer Wasser, in die er die glühenden Spitzen der Eisen taucht, die Fugeneisen, Zahneisen, Spitzeisen. Je nachdem, wann Joachim die Eisen aus dem Feuer holt, je nachdem, wann er die Enden in das kalte Wasser drückt, dass es zischt und dampft, werden die Spitzen härter oder weicher. Eine zu weiche Spitze verformt sich, eine harte bricht. Das hat man im Gefühl. Der Schmied, obwohl träge und schwer, entscheidet in seiner Werkstatt in Sekundenbruchteilen. Hier aber lässt er sich Zeit. Hier stapft er vor ihr her auf eine enervierende Art und Weise.

Solong. Sein Spitzname. Weil er so lang und so breit ist. Und weil er so lange braucht für alles, außer fürs Schmieden.

Solong. Er dreht sich nicht nach ihr um. Das wäre auch schwierig; der Gang im alten Turm des Doms ist gewunden und schmal.

Solong muss sich beugen beim Hinaufsteigen. Er setzt seine Füße schwer und regelmäßig in den Sand. Rechts herum, rechts herum, rechts herum. Sie steigen und steigen. Auf einem Weg, den schon Hunderte vor ihnen, Tausende festgetreten haben. Der Turm ist der älteste Teil des Doms. Er gehört zu einem früheren Bau; er ist niedriger, gedrungener als die entschieden nach oben strebende gotische Prachtkathedrale, die sich weit über Regensburg erhebt. Der Turm lehnt sich an den späteren Bau an, demütig, wie es scheint, wie ein Diener. Und er hatte ja auch zu dienen, dient noch immer: Durch den Eselsturm wurden die Lasten nach oben ge-

schaft, um weiterzubauen. Sechshundert Jahre dauerte es, bis der Dom fertig war – und seitdem haben die Steinmetze daran zu reparieren und brauchen ihn wieder, den Eselsturm.

Als Kind hat sich Gianna vorgestellt, dass hier wirklich Esel hinaufließen, immer im Kreis in diesem ockerfarbenen, wüstenfarbenen Turm, der keine Stufen hat, sondern nur diesen Weg, eine Rampe aus Sand, rechts und links begrenzt von Wänden aus großen, geschichteten Steinen. Das verstärkt das Einerlei, das Gleichförmige der Schritte und der Farben, das hat kein Ende, das geht immer weiter, und Gianna nimmt den breiten Rücken Solongs bald nur noch als Fläche war, als schwarzen, gestauchten Rhombus, der steigt und steigt und dabei ein wenig nach links und ein wenig nach rechts schwankt – aber nicht zu viel, sonst stieße er an, sonst berührte seine Schulter die Steine. Jeder dieser Steine ist ein Unikat, jeder trägt das Zeichen des Handwerkers, der ihn geschaffen hat. Gianna hat früher mit dem Zeigefinger oft über die Zeichen gestrichen, es schienen geheimnisvolle Botschaften aus einer anderen Zeit, in einer Sprache, die niemand mehr versteht. Heute aber hat sie keine Zeit zu verlieren. Heute hat sie es eilig, sie will nach oben, denn oben – wartet Quirin.

Wie lange hat sie ihn nicht gesehen? Jahre nicht. Und doch steht er ihr vor Augen. Die Ruhe in seinem Gesicht. Die breiten Schultern. Das Haar, das immer staubig wirkte, auch wenn er es nach der Arbeit sofort wusch und zu kämmen versuchte: Staubhaare, die sich sogleich erneut störrisch aufrichteten. Seine kräftigen Hände – wenn er sich ungeduldig über den Kopf fuhr, sah man die Adern an den Unterarmen hervortreten. Wenn er merkte, dass sie ihn beobachtete, wandte er sich ab, verlegen, ein wenig ungehalten. Dann sah sie seinen massiven Rücken, die überraschend schlanken Beine, die seltsam schwere Anmut, mit der er sich bewegte. Es kribbelt, wenn Gianna daran denkt. Es kribbelte immer, wenn Gianna daran

dachte. Aber sie hatte nicht genug nachgedacht, sie war immer nur voraus gewesen, Quirin voraus, ihrem Leben voraus. Damit war nun Schluss. Sie war zurückgekehrt.

Gianna treibt Solong zur Eile an.

Bitte!

Die Dringlichkeit in ihrer Stimme überrascht sie selbst. Solong macht eine beschwichtigende Geste. Es geht ja nicht schneller. Gianna hatte sich nur kurz gewundert, als Quirin diesen Treffpunkt vorschlug. So viel Romantik hätte sie ihm gar nicht zugetraut. Aber, gesteht sie sich beschämt ein, sie hat ihm vieles nicht zugetraut, sie hat ihn immer unterschätzt im Vergleich zu seinem Bruder, dem älteren, dem hemmungslos attraktiven Damian. Quirin ist anders, stiller. Macht nicht so viel Wind. Steht aber im Sturm. Wie hat sie ihn so lange so nachlässig behandeln können?

Solong trägt ihren Korb. Das hat er sich nicht nehmen lassen. Im Korb ist eine Flasche Wein, sind Weintrauben und Brot. Dunkles Roggenbrot, das ein wenig nach Nüssen schmeckt und nach Brand, dazu katalanischer Rotwein, nicht zu schwer, nicht zu leicht. Sie hatte sich Zeit gelassen bei der Auswahl. Nie war es ihr schwerer gefallen, nie war sie unsicherer und umsichtiger gewesen. Sie hat über sich selbst lachen müssen: Ist sie nicht der Profi, die Köchin, die Küchenchefin, erfahren, gewitzt durch Niederlagen und Triumphe in etlichen Ländern? Und doch: Es soll alles stimmen bei diesem Wiedersehen.

Nur noch ein paar Schritte, dann sind sie oben. Dann wird Solong eine niedrige, schwere Tür öffnen und ihr den Zugang ermöglichen zum neuen Turm. Und dann wird er ihr den Vortritt lassen auf die Galerie. Die Galerie verbindet die beiden mächtigen Türme des gotischen Doms. Von unten ist sie nicht einzusehen, von oben hat man den phantastischsten Blick auf die Stadt. Eine feine, steinerne Terrasse ist das, ein Bal-

kon für den lieben Gott. Spielzeugklein unten die Menschen, hingewürfelt die bunten Häuser der Altstadt. Jetzt aber, am Abend, nur ein Lichtergefunkel, bescheiden gegen das des Himmels. Jetzt sind sie da. Schwerfällig schiebt Solong sich zur Seite. Warum schaut er sie so ernst an, ja besorgt?

Gianna, hör mal ...

Er will ihr noch etwas sagen, er will sie, so scheint es, auf etwas vorbereiten. Will er sie etwa warnen? Wovor? Vor dem Übergang zwischen den Türmen, der immer noch eine Baustelle ist? Ein paar Meter Bretter und Eisengerüst, und durch die Lücken rauscht die stete Gegenwart der Stadt? Oder will er sie warnen vor dem Mann, den sie doch so gut kennt, so gut, glaubt sie, wie keinen? Quirin, das ist wie Heimkommen, sie weiß das, auch, wenn sie ihn lange nicht gesehen hat, auch, wenn sie ihn verlassen hat – nicht einmal, viele Male. Aber Quirin ist keiner, der zählt oder abrechnet. Quirin war immer nur schönste Gegenwart, rau und hell, so wie der Stein, mit dem er am liebsten arbeitet: grauer Granit, selten geworden in der Gegend. Sie hatte ihm den Staub von der Stirn geküsst, aus viel zu früh gewachsenen Falten. Er hatte gelacht und gesagt:

He, das ist nicht nötig, glaubst du, in der Dombauhütte gibt es kein Wasser und keine Seife? Aber sie hatte darauf bestanden, weiterzumachen, wie eine Katze hatte sie sein Gesicht geleckert, mit ihrer spitzen, kleinen, harten Zunge, und irgendwann hatte auch er sich in eine Katze verwandelt, einen Kater allerdings, einen sehr gefräßigen – so hatten sie gespielt. Und dann war sie gegangen. Immer wieder. Und er war geblieben. Immer. Lange her. Sie reißt sich zusammen. Der Blick von Solong, seine Geste: Geh schon!

Sie betritt den Raum zwischen den Türmen. Unter ihr der Bretterboden des Gerüsts und darunter, in siebzig Metern Tiefe, die Stadt. Die Baustelle verbindet die beiden Türme, und

da, beim anderen Turm, ist das Geviert der Galerie. Sie sieht einen niedrigen Tisch, ein Meer von brennenden Kerzen, und da ist endlich Quirin.

Gianna macht einen Schritt, will auf ihn zulaufen, will seinen Namen rufen, will wieder zwanzig sein oder, ach was, fünfzehn, will rufen, dass alles wieder gut ist, dass sie sich freut, dass – aber er steht nicht auf, um ihr entgegenzugehen, er dreht sich nicht einmal um, er ...

Regensburg im Herbst



1. SONNENFÄNGER

Sie kann die Geschichte erzählen, als ginge es um Fremde. Oder jedenfalls um andere. Und immer schön der Reihe nach. Hauptfiguren? Vier. Vor allen anderen das Mädchen Gianna. Zu Beginn der Geschichte zwölf oder dreizehn Jahre alt. Von ihren sizilianischen Großeltern hat sie den dunklen Teint. Wie ein zarter Hefeteig, in den ein wenig Safran und ein paar Mandeln geraten sind, sagt ihre Großmutter, die Bäckerin, die es gut mit ihr meint. Zart? Die? Sie hat ein heftiges Temperament, sagt ihre Trainerin. Sie ist eine schlechte Verliererin, meinen ihre Mitspielerinnen, die es missbilligen, wenn Gianna wieder einmal aus dem Kasten stürzt und zur Not foul, statt zu bleiben, wo ein anständiger Torwart hingehört und auf Glück hofft. Gianna, Torhüterin des FFC Donau, verlässt sich lieber auf ihre flinken Füße und auch mal eine schnelle Faust. Nach der gelungenen Aktion, wenn die gegnerische Spielerin sich fluchend wieder erhebt, steht Gianna schwer atmend vor der Schiedsrichterin, taub für deren Ermahnungen – und sieht in ihrem Zorn und ihrer Ungeduld hinreißend aus. Findet Quirin.

Quirin, die zweite Hauptfigur dieser Geschichte. Quirin zeichnet Gianna heimlich während der Spiele. Er zeichnet auf der umgedrehten Pappe der Pommes frites, die er notgedrungen bei jedem Heimspiel in sich hineinstopft. Quirin zeichnet gut, was daran liegt, dass er es ständig tut, aber weil er so viel von Gianna festzuhalten hat, muss er sehr viele Portionen Pommes vertilgen, und das tut seiner Figur nicht gut. Quirin also, ein vorerst dicklicher, gutmütiger Junge, der immer nur *mhm, mhm* brummt, wenn ihn eines der anderen Kinder fragt, ob es etwas von den gelben Kartoffelschnitzen abhaben kön-

ne, und *mhm*, *mhm* kann bei Quirin alles bedeuten, also fassen es die anderen Kinder als ein Nein auf, rennen davon und haben ihn im selben Augenblick vergessen. Quirin nimmt das hin, so, wie er vieles hinnimmt – auch, dass dieselben Kinder, die samstags um Pommes frites betteln, ihn am Montag einen Versager nennen oder Schlimmeres: Sie geben vor, sich nicht mehr an seinen Namen zu erinnern und rufen ihm dann die erstbesten beleidigenden Spitznamen zu, die ihnen einfallen: Pummel! Fetti! Monster! So lernt Quirin früh, schnelle Einfälle zu fürchten – und Gruppen, die sich einig sind.

Damian, der ganz andere. Die dritte Person in dieser Geschichte. Damian ist Quirins älterer Bruder, aber kein Mensch weiß, wer der Familie diesen schönen Kuckuck ins Nest gelegt hat. Nein, eigentlich kein Kuckuck, sondern eher ein Raubvogel, ein Habicht vielleicht oder, noch besser, ein Turmfalke. Tatsächlich liebt Damian Vögel fast so sehr wie seine Unabhängigkeit, aber es wird eine ganze Weile dauern, bis die Tiere und Damian zueinanderfinden. Bis dahin ist Damian vor allem immer fort – fort, wenn ihn sein kleiner Bruder bräuchte, fort, wenn die Mädchen, die ihn gestern auf der Party *interessant* fanden, heute in der Schule auf einen Blick, eine Bemerkung von ihm hoffen, fort, wenn Giannas Vater Lukas eine weitere Aushilfe zum Kellnern in der Klosterschänke braucht. Denn da treffen sich die drei, immer wieder.

Die Klosterschänke mit ihren üppigen Speisen und gescheuerten Bänken, den altmodischen Butzenscheiben und den schwer atmenden Bedienerinnen, die Sommer für Sommer wechseln. Die Schänke, in die die Besucher der absonderlichen kleinen Kirche, amüsiert und verwirrt nach den kurzweiligen Führungen, einkehren, um sich dann, wenn die Rechnung beglichen ist, mit einem letzten Glas in der Hand, an die Donau zu begeben und zu schauen. Das ist hier der Brauch.

Die Donau. Sie ist die vierte Hauptfigur dieser Geschichte, obwohl sie uns zwischendurch abhanden kommen wird. Aber wer die Donau einmal erlebt hat, dem bestimmt sie alles. Die Donau gibt den Rhythmus vor, sie wählt die Farben; der Donau mit ihrem eleganten Eilen entkommt keiner.

Die Donau, das ist kein gemütlicher, träger Fluss, an dessen Ufer Seerosen gedeihen könnten, kein ordentlicher, kontrollierter Kanal – die Donau ist ausladend, gewunden, sie biegt sich in weiten Schleifen von ihren Quellen im Schwarzwald bis zur Mündung ins Schwarze Meer und wird dabei breiter, stattlicher, aber auch immer schneller, rasanter, schneidiger. Die Donau fließt nicht, sie eilt auf ganz eigene Weise: von West nach Ost, während die anderen, die anständigen Flüsse, von Nord nach Süd fließen oder umgekehrt. Die Donau aber liegt quer. *Sonnentrotzerin!*, so nannte sie Herodot, weil sie dem Sonnenaufgang entgegenströmt. *Sonnenfängerin* wäre richtig, denn natürlich hat der Fluss es auf die Sonne abgesehen, auf jeden Strahl, jeden Funken, aber es gibt, meinen Menschen, die auch die Wolga kennen, den Don, die Weichsel und die brave, graue Elbe, keinen Fluss, der mehr Glanz und Glamour entfalten kann als die Donau.

Die Donau, sagte Gianna, ist eine Bestimmerin.

Die Jugendlichen, die entlang der Ufer leben, haben sich längst damit abgefunden. Vielleicht versteht man die Donau zwischen vierzehn und zwanzig sowieso am besten, versteht ihren fortwährenden Aufruhr, ihre Ungeduld, ihre Sehnsucht nach Licht, nach dem Fortkommen. Die Donau sagt allen: Es ist möglich. Deshalb erweisen die Jugendlichen dem Fluss ihren Tribut. Auch Quirin und Damian pflegen das Ritual: In jedem Frühjahr kaufen sie sich neue Sonnenbrillen. In ganz Europa erwerben Jugendliche eiserne Schlösser, ritzen ihre Na-

men und die ihrer Liebsten hinein und ketten sich auf diese Weise an Brückengeländern fest. So krallen sie sich an die Dauer. Nichts wäre den jungen Leuten von Regensburg ferner: Sie kaufen im Frühjahr die neuesten Modelle in den Brillenläden der Gegend – um sie am Ende der Saison in den Fluss zu werfen. So viel gesehen, soll das heißen, nun ist es genug. Und dann verschließen sich Fluss und Himmel, die Wochen des Nebels und des Regens beginnen, und so ist es dunkel und verhangen, dass im März eine allgemeine große Unruhe die Städte und Dörfer der Oberpfalz erfasst, ein geradezu gefährliches Rumoren und Fragen: Wann kommt das Licht? Wann verbünden sich wieder Sonne und Fluss? Und dann rüsten die Optiker vergnügt wieder auf.

2. NETZE

Es war verlässlicher Frühling. Die jungen Leute gaben sich wieder viel Mühe mit den Brillenmodellen, ganz so, als stünde neben dem Sommer auch eine Sonnenfinsternis bevor und es käme darauf an, empfindliche Augen zu schützen. Es war aber kein Himmelswunder zu erwarten, sondern ein Flussspektakel: die Donau im Mai. Dafür rüsteten sich die Jugendlichen. Sie fanden sich in kleinen, losen Gruppen am Flussufer ein und – taten nichts. Außer, sich zu zeigen. Einander und dem Fluss. Und der Fluss ließ sich nicht lange bitten und strahlte und leuchtete, während die Ulmen und Buchen am Ufer mit ihrem frischen Grün die Kontraste noch verstärkten und der Himmel über der bayerischen Stadt zeigte, was er konnte. Die tumberen Jugendlichen, solche, die keine vernünftigen Sonnenbrillen ergattert hatten, weil sie sich zu spät entschlossen

hatten, versuchten, so zu tun, als bräuchten sie keine Brillen, als machte ihnen das Gleißeln und Glimmen nichts aus.

Scheißhimmel!, sagte Damian, während er lässig auf einem Grashalm herumkaute. Sie lagen zu dritt im Gras: Quirin, Gianna und der Ältere, Selbstbewusstere. Eigentlich standen sie eher im Gras, so steil war die Wiese, die sich hinter der Klosterschänke aufwölbte, und so schauten sie über den Wald in den Himmel, den Donauwald, der jetzt als messerscharfe Kante zusätzlich in die Augen schnitt.

Sei doch froh, murmelte Quirin leise, ist doch ganz schön hier.

Er mochte es nicht, wenn Leute an dem herumkittelten, was war.

Schön? Damian lachte höhnisch. Du bist so ein Gimpel! Wahrscheinlich magst du auch Zwiebeltürme und weiße Dorfkirchen?

Quirin wusste nicht, was er dazu sagen sollte.

Ist das jetzt irgendwie wichtig?

Er kannte seinen Bruder. Der brauchte nur jemanden, um sich auszuprobieren. Um seine scharfe Zunge zu wetzen. Zwiebeltürme, so beschied der ihn prompt, waren das Letzte. Ungekonnte, unbeholfene, unausgewogene Dinger! Wie Schrauben mit untauglichen Muttern dran. Die drehen sich nur ein kleines bisschen in den Himmel, und dann geben sie schon auf ...

Gianna lachte. Solche Überlegungen gefielen ihr.

Das wiederum missfiel Quirin. Also widersprach er. Redete von Ausgewogenheit und Proportionen und merkte gar nicht, dass Damian ihn provozierte.

Ach, Quatsch – Proportionen!, fuhr Damian also fort. Denk mal an den Dom, an die gotischen Kirchen. Die sind Spitze: Die zeigen dem Himmel wenigstens einen Stinkefinger, und zwar gewaltig ...

Du bist so ein Idiot ...

Nach einer Weile streckte Gianna die Arme aus. Mit ihrer linken Hand griff sie nach Damian, mit der rechten nach Quirin.

Lasst gut sein, bestimmte sie. Und da hielten die Jungen still, schon allein, damit Gianna die Hand nicht fortnehme, und lehnten sich wieder an die Wiese und sahen von oben nun sicher aus wie Jesus mit seinen Lieblingsjüngern, wobei Gianna dann der Jesus gewesen wäre. Über diese Idee musste Quirin lachen, und Damian und Gianna lachten über ihn, weil ihm fortwährend Sachen aus der Kunstgeschichte einfielen. Und schon hatten sich die Jungen wieder einmal von Gianna besänftigen lassen. Einerseits.

Wieder an der Donau, Jahre später, waren die drei zusammen, verloren sich hier aber unter den vielen, verloren sich im Ritual. Die anderen Jugendlichen nickten sich beifällig zu, wenn sich beim Schlendern ihre Wege kreuzten, während die Lässigsten unter ihnen sowieso nicht umherspazierten, sondern Baumstümpfe, die das letzte Hochwasser hinterlassen hatte, wie Sessel zum Herumlungern benutzten, als befänden sie sich nicht am Fluss, sondern in der Wartehalle eines Flughafens, als hätten sie Zeit und seien sowieso nur zufällig hier vorbeigekommen und bestellten vielleicht gleich den nächsten Cocktail. Diese Privilegierten warteten, dass die anderen vorbeifilzten, um dann mehr oder weniger huldvoll zu grüßen. Blieben die Flaneure zu lange, wurden sie von einer ungeduldigen Hand weitergewedelt. Komm schon, lass gut sein!

Bei diesem Ritual profitierte Quirin zweifellos von Damian, dem Älteren, von Damian, dem Schönen. Wenn man *Damian-der-Ältere* sagte, klang das schon nach einer antiken Skulptur, und da Quirin so viel zeichnete, wusste er, was da alles mit-schwang: weißer Marmor, schöne Gesten, Erhabenheit. Dass

Damian schön war, konnte Quirin neidlos anerkennen. Schönheit war etwas zum Zeichnen, es gefiel ihm, Schönheit gab ihm, dem Dicklichen, Unansehnlichen, immerfort Schwitzen, etwas zu tun. Und außerdem, wo Damian war, war Gianna nicht weit. Damian duldete das Mädchen inzwischen mehr oder weniger in seiner Nähe, vielleicht, weil er es ansehnlich fand, vielleicht nur, weil er bei Giannas Eltern sein Taschengeld aufbessern konnte. Wer wusste das schon?

Quirin hingegen musste Gianna immerfort anschauen. Offen, direkt. Quirin versteckte sein Schauen nicht, er hätte auch nicht gewusst, wie das geht, sich verstellen. Das verwirrte ihn, und am meisten verwirrte es ihn am Fluss. Worauf sollte er sich jetzt konzentrieren? Auf das braune Mädchen, das mit den langen übergeschlagenen Beinen am Ufer saß und gedankenverloren den Schorf von einer Wunde am Knie pulte? Oder auf den Fluss, der sein Recht forderte, der sich rauschend und sprudelnd holte, was ihm zustand: alle Aufmerksamkeit?

Das überforderte Quirin, und so suchte er seine Zuflucht in dem, was er am besten konnte: Er zeichnete. Und abends legte er die feucht gewordenen Blätter in eine Mappe und fand, dass selbst die nach dem Fluss rochen; eine eigentümliche Mischung aus Graphit, Feuchtigkeit und eigener Anstrengung. Das schlug ihm beruhigend entgegen, wann immer er die Mappe öffnete.

Am liebsten war es Quirin, Gianna in der Schule zu beobachten. Da fiel es nicht auf, wenn er zeichnete. Außerdem war Damian, der eine höhere Klasse besuchte, nicht in der Nähe. Die Schule ließ Quirin in Ruhe, deshalb ging er gern hin und wurde, sozusagen aus Versehen, ein guter Schüler. Als ihn doch einmal eine Referendarin ermahnte, den Zeichenstift beiseitezulegen, sagte er ernst:

Aber das geht zusammen, zeichnen und zuhören. Das eine ist innen, das andere kommt von außen.

Die Mitschüler lachten, als hätte Quirin einen Witz gemacht – nur Gianna nicht.

Gianna saß ihm gegenüber im Klassenraum, auf der anderen langen Seite des U, auf einem U-Arm, wie Quirin das sah und wie er ihn manchmal zeichnete – dann mit Federn und bunten Ästchen und kleinen Lampions daran – oder manchmal mit einem phänomenalen Raketenantrieb, der sie weit weg bringen würde, Gianna und ihn.

Gianna saß da, jetzt im Frühjahr mit einem einfachen T-Shirt, so dass man auf den bloßen Armen all die Schrammen und blauen Flecken, die sichtbaren Spuren von den Kämpfen am Wochenende gut erkennen konnte, und Quirin versuchte sich unauffällig an einer Skizze. Gianna selbst bildete die Leinwand, mit bunten Farbkleckschen darauf und einigen heftigen Strichen kreuz und quer über den Armen; Gianna, ein verletzter, aber stolzer Vogel, der auf seinem gezeichneten Astarm Platz nähme, um sich einen Moment auszuruhen. Bald würde sie mit ihrem Schnabel durchs Gefieder fahren, heftig, ungeduldig, dann würde sie sich sträuben und plustern, um schließlich ihn zu entdecken, ihn, der unscheinbar, aber geduldig unten am Baumstamm zu ihr aufsaß und sie bewunderte, und dann würden sie zusammen auffliegen und weg sein. Für immer.

Dabei wollte Quirin gar nicht weg, er hätte auch gar nicht gewusst, wohin. Aber Gianna verleitete ihn zu seltsamen Träumen. Manchmal brachte ihn das gegen sie auf, meistens aber nicht. Er nahm es hin, wie das Wetter, wie die Donau, wie die Stadt, in der er geboren war und die ihm mehr als genug schien für ein Menschenleben. Schließlich war Regensburg ja nicht eine Stadt, sondern ganz viele. Das eine baute auf dem anderen auf. Regensburg war eine Burg, aufeinander getürmte Geschichte, und in ein paar Jahrhunderten würden auch die Baumärkte und Tankstellen an den Ausfallstraßen Teil dieser ewig

wachsenden Burg sein und die Autos vielleicht der Mörtel darin.

Quirin schaute einen Augenblick auf sein Blatt, dann nahm er einen härteren Bleistift und strich alles wieder aus, schwärzte alles: Er wollte keine Bilder von Vögeln zeichnen, er wollte aus Gianna keinen noch so schönen Bussard oder Habicht machen, denn Vögel waren Damians Sache, darin war er ganz groß – und wenn Quirin etwas nicht wollte, dann war es, dass Damian ihm und Gianna in die Quere käme. Gianna und ihm. Ihm und Gianna. Er nahm ein neues Blatt, wischte die Graphitkrümel vom Tisch, begann von vorn.

Eigentlich war sich Gianna nur nervös mit einer nicht ganz sauberen Hand durch die dicken Haare gefahren, immer, wenn sie aufgerufen wurde, ließ sie die Hand dann im Haar, als gäben ihr die dicken, langen, glänzenden Strähnen Halt, und antwortete auf die Fragen irgendeiner Lehrerin, deren Namen sich Quirin auch nach einem Jahr Unterricht nicht merken konnte. Die Lehrer behandelten ihn stets mit Nachsicht; der dickliche, stille Junge, der überraschend gute schriftliche Arbeiten abgab, störte ja nicht.

Um Giannas Haargepluster genau zu sehen, musste Quirin sie beobachten, und er merkte, wie ihn das erregte, diese roten Striche auf den braungebrannten, sehnigen Armen. Er stellte sich vor, dass sie ihn mit diesen Armen umfasste, und dann musste er den Blick abwenden, weil ihm das Ganze Tränen in die Augen trieb.

Quirin war ein seltsamer Junge. Fanden alle. Fand selbst Gianna. Die sich aber nicht damit begnügte, ihn seltsam zu finden, sondern die ihn ihrerseits beobachtete. Die Jugend, ein Gewirr aus Beobachtungen, aus Linien, die kreuz und quer hin- und hergingen, ein Knäuel aus Aufmerksamkeit, Kontrolle, Sehnsucht und Angst.

So sah Quirin das, der natürlich bemerkte, dass sie ihn eben-

falls beobachtete, so wie sie wusste, dass er sie im Auge behielt – nur, dass Gianna daraus andere Schlüsse zog. Sie bezog die Blicke nicht auf sich persönlich. Sie sah sich eher als Teil dieses Blicke-Netzes, als Fußballspielerin hatte auch sie Linien im Kopf, so, wie sie auf dem Fußballplatz die Schritte ihrer Mitspielerinnen, ihre Laufwege verlängerte zu Strichlinien, die sich kreuzten, die sich gegenseitig aufhoben, die sich verlängerten und auf sie zukamen, unaufhaltsam, auf die sie reagieren musste. Aber erst, wenn es Zeit war! Morgen wieder Training. Gianna vergaß Quirin für einen Augenblick.

Sie mochte keine voreiligen Schlüsse ziehen. Sie ließ sich Zeit mit dem Zurückschauen und damit, zu einer Meinung zu finden. Und zwischendrin piff sie sich eines. Das war ihr Markenzeichen, ungewollt. Sie piff gern leise vor sich hin. Oder summte, wenn sie sich besonders wohlfühlte. So war es auf dem Platz: Torwarte haben normalerweise alle Zeit der Welt. Gianna konnte lange zusehen, wie sich ein Spielzug entwickelte, wie sich ein Angriff aufbaute, wie schließlich irgendeine zentrale Mittelfeldspielerin eine Mitspielerin ausmachte, die nach links ausbrach, nach vorn durchkam und dieser passgenau eine Flanke zuspielte – und dann, ja dann, musste der Torwart aus seiner Stille heraus, musste die stumme Anspannung in federnde Energie verwandeln, musste den Moment des Schusses vorausahnen, lange bevor der Ball tatsächlich abhob, musste Winkel, Geschwindigkeit und Flugbahn sehen, musste den Weg, den die Kugel gleich, sofort, durch die Luft schneiden würde, verlängern und da, am Ende der Schussbahn, mussten seine fangbereiten Arme und Hände sein und sich formen – formen zu einem runden, scheinbar weichen Becken, einem Nest, in das sich der Ball unwiderstehlich senkte, und dann kam er tatsächlich angefliegen, angerauscht, und nichts mehr war Berechnung, sondern alles Rennen und Hechten und Fauchen und Sprung!